

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 3 (1927)
Heft: 4

Artikel: Die Blutorangen [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE BLUTORANGEN

Von JAKOB ROSSHART

Veröffentlicht mit gütiger Erlaubnis des Verlags Grethlein & Co., Zürich

(Nachdruck verboten)

(Schloß)

Am zweiten Tage hatten sie ein seltsames Erlebnis. Während sie schweigend durch die stumme Wüste zogen, hörten sie auf einmal ein klägliches Stöhnen. Sie gingen dem Laute nach und entdeckten in einer Einsehung einen schwerverwundeten Mann in blutdurchtränkten Kleidern. Er schrie nach Wasser, und als ihm Hilwe aus dem Schlauch Lippen und Zunge genetzt hatte, erzählte er in stockender Rede seine Not. Er war ein jüdischer Händler, der mit allerlei Waren von Oase zu Oase zog und sie den Arabern für billiges Geld überließ. Am Abend zuvor hatten ihn streifende Beduinen angefallen und ausgeraubt, ihm sein Kamel, mit allem, was er besaß, entführt und ihn hilflos in seinem Blute liegen lassen.

«Es ist mir nichts geblieben, als diese zwei Bäumchen.» fuhr er nach einer Weile weiter, «es sind Fruchtbäume, Burgtanen. Nehmt sie, Fremdlinge, zum Dank dafür, daß sich euer Herz bei meinem Anblick gerichtet hat. Pflanzt sie ein und pflegt und begiebt sie reichlich, sie werden euch Früchte bringen, wie ihr noch keine sah oder aßt in eurem Leben. Früchte mit einem herrlichen Geschmack und einer wunderbaren Kraft: wenn eines von euch davon ist, wird es wissen, wie groß die Liebe des andern zu ihm ist oder war.»

Kaum hatte er das gesagt, als er anfing zu röcheln und den schwersten Kampf zu kämpfen.

Gamid und Hilwe blieben bei ihm, bis der letzte Seufzer von ihm geflossen war, dann zogen sie ihres Weges weiter. Jedes hatte eines der Bäumchen zu sich genommen und beide gedachten in Freude und Sehnsucht des Tages, da sie an ihren Früchten erkennen sollten, wie lieb sie sich hatten. Keines zweifelte, daß die Erkenntnis eine selige sein würde.

Sieben Tage nach seinem Ausritt erreichte Gamid mit seiner Frau und den wenigen Stücken Vieh, die die lange Reise überdauert hatten, die Oase Rahme wieder. Die alte Mutter nahm ihre Tochter mit Tränen auf und da sie sie so lieblich und schlank vor sich sah, sprach sie: «Mein Wille ist geschehen, nun kann ich sterben.»

Und wie sie gesagt, geschah es. Wenige Tage später lag sie oben auf dem Hügel im Sand, nicht weit von der Stelle, wo ihr Mann begraben worden war.

Gamid und Hilwe führten eine Zeitlang ein glückliches Dasein, wochenlos, wie der Himmel, der sich unwandelbar über die Wüste dehnte. Sie teilten sich treulich in die Arbeit, Gamid sah zum Vieh, Hilwe schäpfte mit einem Tonkrug Wasser und tränkte Bäume und Klee. Mit besonderer Liebe begoss sie die Bäumchen des Juden. Mit jedem Krug Wasser trug sie ihnen einen Wunsch zu. Gamid sah ihr manchmal mit Wohlgefallen nach, wenn sie das schwere Tongefäß leicht und sicher auf den Kopf hob und es aufrecht, ohne zu schwanken, durch das Gartenland trug. Dann holte er etwa eine Hand voll Datteln herunter und steckte sie der lieblichen Frau eine nach der andern in den Mund, und dazu lachten sie beide wie Selige.

Aber es kam ein Tag, der trieb Gewitter herauf, als man es am wenigsten erwartet hatte. Gamid hatte eben seine Hilwe mit Datteln beschenkt, wie man ein Vögelnchen füttert. Sie war glücklich und sprach, ohne zu überlegen: «Wollen wir nicht die Burgtanen des Juden verdursten lassen? Wozu brauchen wir sie? Wissen wir denn nicht auch so, wie lieb wir uns haben?»

Sie meinte nur zu scherzen, aber er verstand den Scherz nicht und war zu alt, um ihm von der jungen Frau noch zu lernen. Mißtrauen stieg in seiner Seele auf, Zweifel an ihrer Liebe. Warum sollte sie die Bäumchen sterben lassen, wenn sie ihrer Liebe sicher war? Er fand ihre Worte herzlos und verwies sie ihr hart. Die Tränen brachen ihr hervor, die ersten, die sie in der Oase Rahme vergab. Weinend ging sie hin, füllte ihren Krug immer und immer wieder und tränkte die beiden Bäumchen, bis der gierige Wüstensand das Wasser nicht mehr schlucken wollte. So meinte sie den jähren Mann wieder gütig zu stimmen. Er aber argwöhnte, sie betreibe ihr Werk so übermäßig, um ihn zu höhnen. Er ging hin, schalt sie zum zweiten Mal, barscher als zuvor, und machte sie ganz ratlos. Da erst merkte sie, wie lieb sie ihm hatte, aber auch, daß eine Liebende tragen muß, um so mehr tragen muß, je größer ihre Liebe ist.

Es vergingen zwei Jahre. Meist war der Himmel heiter über der Oase Rahme, zuweilen

aber und immer öfter flog ein Schatten darüber weg und über Gamids Stirne. Denn als sich der Mann an die kleine Frau, die er im ersten Liebesgefühl Stüfigkeit genannt, allmählich gewöhnt hatte, und anfangs, das Fest der jungen Ehe als etwas Alltägliches hinzunehmen, gewann der angeborene Jähzorn wieder Macht über ihn. Dann konnte er mit rauhen Worten und mit harten Schritten von Hilwe weggehen. Auch geschah es manchmal, daß er vorwarf, sie liebe ihn zu wenig, drum schenke sie ihm keine Kinder. Die Kinderlosigkeit war ihm eine Schande und würdigte seine Liebe. Hilwe dachte: «Wenn nur die zwei Bäumchen bald Frucht trügen, damit er erfährt, wie lieb ich ihn habe. Dann müßte er mir wieder gut werden.»

In den Tagen, da sie bemerkte, daß die ersten Blütenknospen der Bäumchen zu schwellen anfingen, empfand sie eine Freude, wie wenn sie selber die Frucht zu tragen und auszureifen

ten, war es um die Frucht geschehen. Ihr war, es gehe um ihr Leben, und sie elte unermüdlich mit dem Krug zum Brunnen. Am Abend, als die Sonne unterging, hingen die Blüten alle herrlich an den Zweigen, frisch und eine Augenweide. Hilwe stand davor, dachte an Gamid und sehnte sich nach ihm.

Der folgende Tag brachte Schrecken und Sorge. Ueber den Himmel hatte sich in der Nacht ein leichter Dunst gezogen, der gegen Süden immer dunkler wurde. Hilwe wußte, daß der Schard, der Südwind, sich erhob, der Feind aller Blüten. Und gleich war er da. Unter seinem glühenden Brausen wurde der Sand lebendig, in schweren, unheimlichen Wolken hob er sich in die Luft, verdunkelte die Sonne und fiel als Glutregen wieder zur Erde zurück.

Hilwe ging nicht, sie lief nun zwischen den Bäumen und dem Brunnen her und hin, in großer Angst, sie rief nach Gamid und klagte

riß er sein Pferd herum, und trieb es der Heimat zu. Als wüßte er, was geschehen war, sprengte er nach der Stelle, wo die Bäumchen des Juden standen. Er sah Hilwe liegen und sprang ab, er rief sie an und hob sie mpor. Sie war blaß wie der Tod.

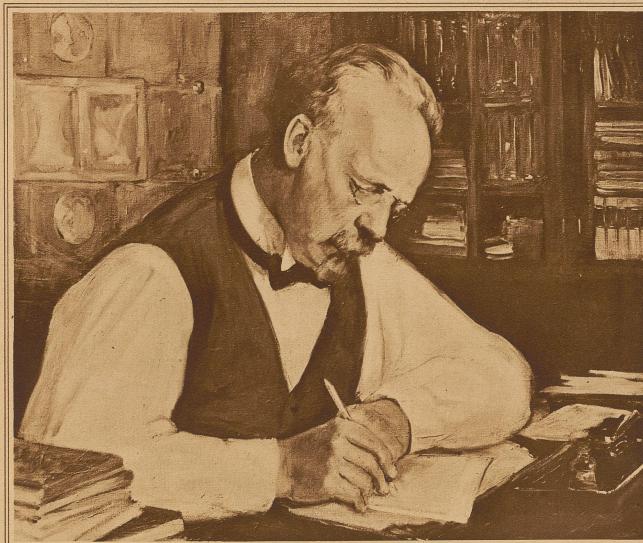
«Was hast du getan?» schrie er bestürzt.

«Sind sie nicht verwelkt, Gamid?» fragte sie kaum hörbar. Dabei zuckten ihre Arme, als wollten sie das Geliebten Hals umschlingen, ließen aber gleich herab und der Kopf sank rückwärts. Hilwe war tot.

Der Wind legte sich bald darauf, die Staubwolken zerriß, und was in jenen Strichen nur alle hundert Jahre einmal geschieht, ereignete sich: ein mächtigen Gewitter brach los, der Regen stürzte in Bächen hernieder und löschte den Durst des Sandes für manchen Tag.

Gamid begrub Hilwe auf dem Hügel, auf dem sein Vater und seine Mutter lagen, und begann dann allein den Kampf mit der Wüste.

Als die Orangen der beiden Bäumchen reif waren, löste er eine der Früchte vom Zweig und öffnete sie, fast zaghaf. Groß war sein Erstaunen. Der Saft war rot wie Blut, er hatte dergleichen noch nie gesehen und niemand vor ihm. Und als er das Fleisch zum Munde führte, drang ihm eine unsagbare Stüfigkeit in die Seele. In diesem Augenblick wurden die Worte des sterbenden Juden wahr: Gamid empfand, wie mächtig Hilwe's Liebe gewesen war. Da geschah es, daß dem harten Manne die Augen zerflossen.



DR. ERNST ZAHN

der bekannte schweizerische Schriftsteller, feiert heute seinen 60. Geburtstag

hätte. Sie fühlte ein stilles Glück über sich kommen und jedesmal, wenn sie an den Bäumchen vorbeiging, blieb sie stehen, und warf einen mütterlichen Blick auf die Knospen. Manchmal wurde sie ungeduldig, weil sie sich ihrer Ansicht nach zu langsam dehnten, wie ihr zum Trotz und zu langsam dehnten, wie ihr zum Trotz und zu langsam dehnten, wie ihr zum Trotz und zu langsam dehnen.

In jener Zeit geschah es, daß Gamid Mantelsack und Wasserschlauch füllte und sein Pferd sattelte, um wegzutreten. Er gab Hilwe den Grund seiner Reise nicht an, aber sie ahnte ihn mit ihrem weiblichen Gefühl, denn sie beobachtete ihn genau und war eine kleine Seherin.

Bevor er zu Pferde stieg, schmeichelte sie sich an ihm heran, ohne ihn ihre Sorge merken zu lassen. «Schau noch einmal nach den Burgtanen des Juden,» sprach sie, «bald werden sie blühen.»

Er folgte ihr, nicht eben willig, stellte sich vor die Bäumchen hin und sagte kurz: «Hilfe sie wohl, wenn du ein gutes Gewissen hast und mich liebst; liebst du mich aber nicht, so klaube die Blüten ab, damit sie, wie du, keine Frucht gebären.»

Damit ritt er weg. Sie sah ihm traurig nach und sann: «Die Bäume sollen Früchte tragen und er mag davon essen, denn er wird damit Freude kosten; ich werde sie nicht in den Mund nehmen, ich weiß ja die Wahrheit schon, sie würden mir bitter schmecken.»

Unermüdlich trug sie in jenen Tagen Wasser vom Brunnen, kaum gönnte sie sich Nahrung. Wie alle, die eine Liebe verloren haben, glaubte sie das entfremdete Herz sich durch Dienen und Hingebung wieder gewinnen zu können.

Eines Morgens, als sie erwachte, waren die Knospen der beiden Bäumchen aufgesprungen. Die Blütenblätter entrollten sich blendend weiß und wie volle Honigbecher dufteten die Kelche. Ihr schlug das Herz bei dem Anblick vor Freude und Angst. Wenn die Bäumchen jetzt dürrten

ihnen an, daß er sie in dieser Not auf der Oase allein ließ.

Sie lief den ganzen Tag und die folgende Nacht, an Ruhe dachte sie nicht. Gegen Morgen geschah ihr ein Unglück. Ihre ermatteten Füße strauchelten, sie stürzte hin und der Wasserkrug ging in Scherben. Sie stieß einen Schrei aus, denn sie erfaßte die Größe des Ungeschicktes. Auf der Oase Rahme gab es keinen zweiten Wasserkrug, nur eine kleine Schale, in die die Milch der Ziegen gemolken wurde, war vorhanden. Damit war der Durst des Sandes nicht zu stillen. Hilwe wußte es wohl.

Aber sie wollte es versuchen. Sie holte die Schale und füllte sie, sog sich auch den Mund mit Wasser voll, damit es besser reiche. Alle Kraft ihrer Füße bot sie auf. Aber sie sah bald, daß ihr Mähen umsonst war. Ehe das bischen Wasser zu den Wurzeln der Bäume gedrunnen war, hatte der Schard es aufgesogen oder weggeschlagen.

Bis zum Mittag hielt ihre Kraft noch aus, aber dann sank sie ohnmächtig unter den Bäumchen in den heißen Sand. Die Angst peitschte sie wieder zum Leben zurück. Wären ihre Tränenbüchlein doch zu Strömen geworden! Wie sollte sie Gamid nun beweisen, daß sie ihn über alles liebte? Wenn sie nur sterben könnten! Sie wollte sich erheben, aber die Füße widersetzen sich. In dieser Not kam ihr ein verzweifelter Gedanke. Sie hob eine der Scherben des Kruges auf und schnitt sich hinter beiden Händen in die Adern, daß das Blut herausflößt. Dann wußte sie die Hände mit ihren roten Brünnchen in den Sand, jede sollte eines der Bäumchen tränken. Der Sand und die Wurzeln schlürften das Blut gierig auf.

Zu jener Stunde war Gamid nicht weit von der Oase Rahme. Bei seinem Ritt war das Gezwitscher in ihm erwacht. Einmal war ihm gewesen, Hilwe rufe ihn mit kläglicher Stimme. Da

Besuch im Atelier

von ALFRED GRABER

Schwabing liegt in winterlichem Schmutz. Der Sturmwind bläst und häuft Schnee auf. Die Menschen kämpfen sich mühselig durch die Straßen. Der Himmel ist schwarzgrau. Ein trauriger März nachmittag, der noch keine Ahnung des Frühlings in sich birgt.

Ich habe wenig Lust, trotz der schlechten Witterung, zwischen meinen vier Wänden zu meditieren.

Eine rettende Erleuchtung durchfährt mich. Ich könnte ja meinen Freund, den Maler beschreiben. Wirklich eine Idee. Ich packe mich zum Schutz gegen die Kälte in die wärmsten Wollsachen und lasse mich dann vom Sturmwind zerzausen.

Die breiten Münchner Straßen und die hohen alten Häuser, die schon jahrelang keinen frischen Putz verspielen haben, stimmen mich melancholisch. Menschen und Häuser blicken so kalt und mürrisch in den farbenarmen Tag hinein.

In einem alten, wenig festlich dreinschauenden Hause wohnt mein Freund. Ich trete durch den breit knarrenden Tor und fühle mich plötzlich in wohliger Geborgenheit vor dem Unwetter. Dann gehe ich über die Holztreppen, durchschreite einen ärmlichen, schmucklosen Korridor, bis ich an einer Tür ein Schildchen finde: X. X., Kunstmaler, 2 X läuten. Ich drücke pflichtschuldig zweimal auf den Knopf. Lange Zeit regt sich nichts, so daß ich schon wieder ans Weitermachen denke. Doch da vernehme ich die bekannten, etwas schlürfenden Schritte, dann öffnet jemand die Tür.

«Ach, Sie sind's. Ich dachte mir: Wer kommt wohl bei dem Sauwetter. Nur eingetretene, ich bin ganz allein. Ich wollte eben zu Bett gehen. Bei der Beleuchtung kann ich nicht mehr malen, und überdies hätte ich noch Kohlen gespart.»

Wir tasten durch einen dunklen Gang und sitzen uns bald in einem dürtig erhellten Raum gegenüber.

Mein Freund ist klein und buckelig, doch aus seinem Wesen strahlt die Freudigkeit des Künstlers, der alles Ungemach auf sich nimmt um seines Berufs willen, der hungrig und friert und krank liegt, und doch in nächsten Gottbegnadeten Moment den Pinsel wieder zur Hand nimmt und malt.

Das Atelier! Gott, man lebt wie man muß. Ich sehe mich um, ehe es ganz dunkel wird. Häuptiglich bin ich immer neugierig, ob etwas frisch Begonnenes auf der Staffelei steht. Diesmal entdecke ich einen Damenkopf vor einer Landschaft. Mein Freund fügt als Erläuterung ironisch und etwas wehmüdig hinzu:

«Ich nenne das Bild „Träumerei“. Vielleicht kann ich's verkaufen, darum mal ich's fertig.

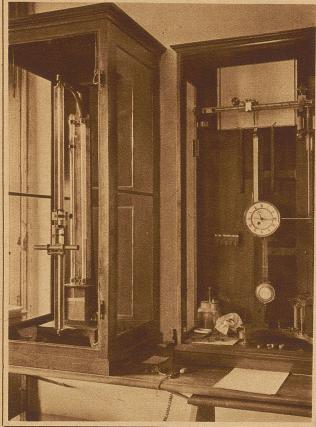
(Fortsetzung auf Seite 6)

Beim
Wettermacher
Von
A. Krenn, Zürich

(Mit Illustrationen nach eigenen
Aufnahmen des Verfassers)



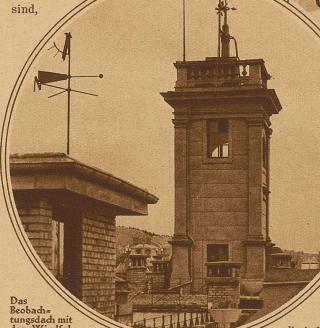
Von unserem Wetterdienst: Ansicht des Bibliothekraumes in der Meteorologischen Zentralanstalt, mit der reichhaltigen Fachliteratursammlung



Instrumentenraum mit dem Wild'schen Normalbarometer (links) und dem Wäge-Barographen (Sprungfuß), dient für die kontinuierlichen Aufzeichnungen des Luftdrucks

Das Interesse der Menschen an der Gestaltung des Wetters ist alt und ebenso alt sind die Versuche, aus bestimmten Erscheinungen und Anzeichen in der Natur die kommende Witterung vorauszusagen. Als älteste Wetterprophetezeiten sind wohl die sog.

„Bauernregeln“ und der bekannte hundertjährige Kalender anzusehen, die ebenso zutreffend oder unzutreffend sind als manche wissenschaftliche Prognose, denn auch die primitivsten Wetterprognosen beruhen auf der Beobachtung bestimmarer Erscheinungen in der Natur, dem Verhalten gewisser Tiere, wofür besonders Landwirte und Jäger oft eine gut ausgebildete Beobachtungsgabe besitzen. Viele Menschen, die mit gichtischen und rheumatischen Gebrechen behaftet sind,



Das Beobachtungsturm auf dem Windfang, dessen Anemometer, letzterer trägt die registrirenden Windmesser für

oft wenig zu essen. Aber es genügt mir, einmal im Tag zu fasten. Es ist eigentlich, es kommen keine Damen mehr, sich malen zu lassen. Sie wissen doch, daß ich sie so gern porträtiere. Ich weiß schon, daß ich keine begehrten darf. Die Frauen würden mich auslachen, wenn ich mit einem solchen Wunsche an sie herantrate. Das Gute ist aber, daß mein Werk mich über das Weib hinausträgt. Ich bin für die Frauen ein lustiger Bajazzo, der absicht stehem muß. Doch ich bin darob nicht unglücklich, denn ich habe das Lächeln gelernt.»

Über ein paar Bergskizzen, die mir mein Freund gezeichnet hat, muß ich staunen. Der Maler meint:

«Ich habe die Berge mein ganzes Leben lang noch nie aus der Nähe gesehen, aber ich kenne sie doch und kann sie mit meinen Bleistiften packen. Ich zeichne sie wie ich sie mir träume.»

Es ist wahr, es waren mehr als nur Berge.

Wir plaudern bald über die Not der Zeit, die zu soviel zwingt, das man sonst nicht tun würde. Ihr kaltem, kritischen Köpfen hörte auf: Wenn mein Freund seine Damen malt, so macht er aus Marktweibern Damen der großen Gesellschaft, aus Höckerinnen des Geistes Herzoginnen. In der Not. Das ist sein kleines Geheimnis. Und daneben kann er lächeln. Denn die Frauen, die er malt und die vor ihm sitzen, sind zweierlei Dinge.

Spät am Abend nehme ich Abschied. An der Tür sage ich tröstend:

«Sicher sagst du nun bald wieder ein paar Dingen und lassen sich malen!»

Der Maler nickt:

«Gewiß, ich hoffe es auch. Und sonst; ich glaube, daß das nächste Jahr ein Glücksjahr für mich sein wird. Ich lese es aus den Sternen. Das kann so vorkommen.» Wir lachten beide zum Schluss.

Nach ein paar Tagen stürme ich mit meinem Bruder und einem Kameraden die Zugspitze. Die herrlich weißen Felder und die freien Horizonte zerstören die grauen Mauern des Münchner Stadtbildes. Wenn auch der Weg hart ist, so lohnt er doch die Mühe. Wir finden einen wolkensamen Tag auf dem Gipfel. In die Täler schießen wir nieder und ziehen mit dem Frühling in Herzen durchs lange Rainthal.

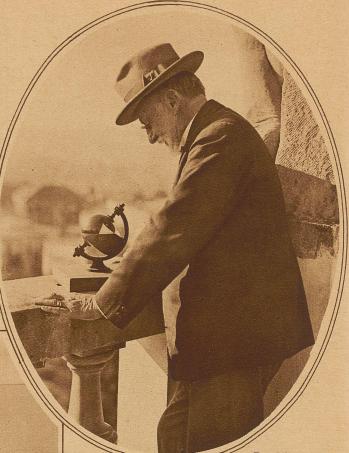
Auch nach München ist nun etwas Lenz gedrunnen.

Erst nach einem Monat besuche ich meinen Freund, den Maler wieder. Er kommt mir unter der Türe mit leuchtenden Augen entgegen und zieht mich vor die Staffelei.

«In letzter Zeit mußte ich hart durch. Ich hatte

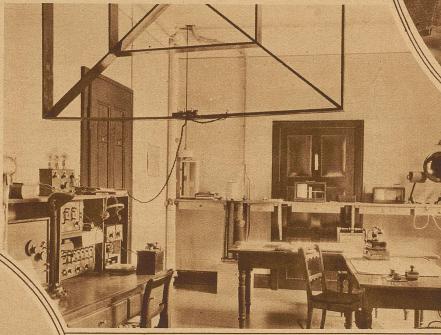
besitzten einen zuverlässigen „Wettervogel“, auf den sie gerne Verzicht leisten würden.

Die wissenschaftliche Wetterbeobachtung ist erst seit einem halben Jahrhundert aufgekommen und es dauerte lange, bis sie sich in der Öffentlichkeit durchzusetzen vermochte, da die unvermeidlichen Fehlprognosen oft genug Anlaß zu Spott und Misstrauen gaben, während sie in der Hauptsache doch dem noch wenig entwickelten Beobachtungs- und Nachrichtendienst und den hier und da unberechenbaren Launen der Natur zuzuschreiben waren. Daß in der Natur bestimmt, von der Wissenschaft noch aufgeklärte Veränderungen vorgehen, können ältere Leute an Hand ihres Erinnerungsvermögens feststellen, welches ihnen sagt, daß so abnorme Witterungsverhältnisse, wie sie seit etwa einem Jahrzehnt bei uns herrschen, wie schnee- und kaltearme Winter, wochenlange Regenperioden im Sommer, früher nicht beobachtet wurden. Mit der rapiden Entwicklung der drahtlosen Telegraphie hat in den letzten Jahren auch eine staunenswerte Verbesserung des Wetter-



Dr. Maurer,
der Direktor der Eidg. Meteorologischen
Zentralanstalt, bei der Beobachtung des
Sonnencheinmessers

ihre Wetternachrichten in den freien Äther hinaus und dieses Material, das noch durch viele kontinentale Stationen ergänzt wird, liegt schon wenige Stunden nach der einheitlich festgesetzten Beobachtungszeit auf dem Arbeitstisch des Meteorologen, der die Meldungen der einzelnen Stationen in einer besonders geschaffene Karte einträgt, aus der ihm schon nach wenigen Minuten ein klares Bild der Wetterlage über dem ganzen europäischen Kontinent entgegenträgt. Dreimal täglich werden diese Beobachtungen gemacht und unter allen europäischen Stationen ausgetauscht, die daraus die für die Öffentlichkeit bestimmten Wetterkarten und Prognosen entwerfen. Der schweizerische Wetterdienst, der außer fünf Hauptbeobachtungsstationen noch ein dichtes Netz lokaler Meldestellen besitzt, ist in der eidg. meteorologischen Anstalt in Zürich zentralisiert, von der täglich zwei Prognosen, je eine am Mittag und am Abend ausgegeben werden und durch das schweizerische Telephonennetz noch in der gleichen Stunde über das ganze Land verbreitet werden, so daß sich jedermann, sei er Landwirt, Vergnügungsreisender oder Hochtourist, noch vor Beginn irgendeines Unternehmens über die zu erwartenden Wetterchancen informieren kann.



Die Empfangsanlage zur Aufnahme der aus aller Welt eingehenden drahtlosen Telegramme (links), samt der an der Decke angebrachten Rahmenantennen

dienstes stattgefunden und die Zahl der Fehlprognosen ist auf eine geringen Prozentsatz zusammengezrumpft. Die Ausdehnung des Beobachtungsnetzes, die die Schnelligkeit der Übermittlung der Nachrichten auf drahtlosem Wege ermöglicht dem heutigen Meteorologen eine weit zuverlässiger und raschere Übersicht über die Wetterlage auf dem europäischen Kontinent und darüber hinaus, als es noch vor wenigen Jahren möglich war. Heute besitzen wir einen internationalen Wetterbeobachtungsdienst, der von Spitzbergen im hohen Norden bis an den Rand der Sahara im Süden, von Lissabon im Westen bis nach Moskau im Osten reicht, ja selbst die Schiffe auf dem Atlantik funken

«Sehen Sie, nun ist alles gut. Seit drei Tagen kommt ein Mädel, das sich von mir malen läßt. Und denken Sie nun, sie schaut aus wie eine Königin. Ich bin glücklich. Ueber eine Woche lag ich krank. Bei dem Dreckwetter war's auch nicht weiter verwunderlich. Nun ist's vorbei. Der Frühling ist auch schon da. Die Sorge des Heizens bin ich nun wieder für ein paar Monate los.»

Wir plaudern.

«Nun kommt das Mädel bald wieder. Sie ist aus guter Familie. Erst wurde sie von einer Tante begleitet; doch jetzt darf sie allein zu den Sitzungen erscheinen, da man meine Harmonie eingeschoren hat. Aber ich bete sie an, ich verehre sie, ich liebe sie, wissen Sie,» setzt er plötzlich mit schmerzlichem Ausdruck hinzu, «gleich wie die vielen andern auch. Denn schauen Sie mich an!»

Ich gehe durch die Straßen. Mit mir trage ich ein tiefes Nachdenken:

Was wissen wir überhaupt vom Leben?

DIE BUNTEWELT

Was gehört zum Filmstar?

Eine Mary Pickford zu sein, das ist der Traum vieler Frauen und Mädchen unserer Zeit. Talent? Nun ja, wenn man es besitzt, ist es sehr gut und schön, aber «photogenisch» zu sein, ist doch auch etwas von Bedeutung. Und so schauen die Filmlustigen noch einmal und noch einmal in den Spiegel und sie finden, daß ihre Augen überaus eindrucksvoll sind, ihr Lächeln sehr reizend ist, und sie entdecken, daß sie ein allerliebstes Näschen und einen charakteristischen Mund haben. Daher hoffen sie alle, daß es schon gehen wird, daß sie sich nur bei einem Filmdirektor zu melden brauchen, um in der kürzesten Zeit ein großer «Stern» zu sein.

Sie leben in dieser süßen Hoffnung gerade so lange, bis sie einmal probieren, um dann, bitter enttäuscht, nach Hause zu schleichen. Um den vielen Filmaspaspiranten unnötige Enttäuschungen zu ersparen, haben ein paar französische Filmregisseure die Hauptrégeln festgesetzt, denen ein Gesicht entsprechen muß, wenn es «photogenisch» in Betracht kommen soll. Diese Regeln, die jetzt publiziert worden sind, lauten: 1. Die Nase darf nicht mehr als neunzehn Millimeter über die Gesichtsfläche hinausragen (bitte, Millimeter und nicht Zentimeter!). 2. Der Abstand zwischen den beiden

Augen muß genau so groß sein wie die Länge eines Auges. 3. Die Entfernung des äußersten Punktes des Kinns von der Basis der Nase muß mit der Distanz von der Nasenspitze bis zur Mitte der Augenbrauen vollkommen übereinstimmen. 4. Der Mund darf beim Lachen nicht mehr als ein Fünftel größer sein als der Mund in Ruhe. 5. Die beiden Seiten des Kinns müssen einen stumpfen Winkel bilden, wenn man das Gesicht en face betrachtet.

Wie viele Frauen und Mädchen, die sich mit alter Bestimmtheit für «photogenisch» halten, sehen nun betroffen drein. Zu ihrem Trost sei mitgeteilt, daß diejenigen, welche Talent haben, auch dann sich durchsetzen werden, wenn sie sie nicht den erwähnten Regeln entsprechen.

Merkwürdige Kostbarkeiten

Man nimmt gewöhnlich an, daß die teuersten Dinge auf Erden die Juwelen, die Perlen, das Platin usw. sind; ein Mitarbeiter der «Stampa» bestreitet das und behauptet, daß, wenn es auf Preise ankommt, die Düfte und die Gifte mit jenen kostspieligen Dingen gar sehr im Wettbewerb treten könnten.

Den Rekord schlägt gegenwärtig das Rosenöl oder die Rosenölessenz, die man gar nicht aus den Rosen genommen, sondern aus Rosenholz, das auf dem Kanarischen Inseln vorkommt, und dessen Duft in auffallender Weise an den der Königin der Blumen erinnert. Dieses Öl kostete vor dem Krieg 65 bis 70 Lire das Kilogramm; heute beträgt der Preis 2600 Goldlire und darüber. Am zweiten Stelle steht das Mandarinöl, das aus der Schale der Mandarine gewonnen wird. Vor dem Kriege kostete es 35 bis 37 Lire, heute muß es mit 2100 Goldlire bezahlt werden. Es muß allerdings hervorgehoben werden, daß das Mandarinöl nur selten rein in den Handel gelangt, da es verhältnismäßig leicht gefälscht werden kann. Das Öl, das durch Destillation der Blüten der bitteren Orange erzielt wird, hat einen Marktpreis von 1450 Goldlire. Auch hier ist der hohe Preis leicht zu erklären: man braucht einen ganzen Zentner Orangenblüten, um 75 Gramm Öl oder Essenz zu erzielen. Noch teurer als alle diese duftigen Sachen aber sind die Gifte und wenigstens gewisse Gifte. Man denkt hier sofort an die phantastischen Preise, die für Kokain gezaubert werden müssen; aber weit kostspieliger noch als Kokain ist kristallisiertes Digitalis, das mit 13,000 Goldlire per Kilogramm verkauft wird.